

(Nachdruck verboten.)

28]

Schilf und Schlamm.

Roman von Vicente Blasco Ibanez.

Von dem Glück gerührt, näherte Paloma sich seinem Sohne, der wie gewöhnlich ernst und verschlossen blieb. „Toni, das Glück ist in unser Haus eingetreten, und man muß es zu benutzen wissen. . . Sie wollten dem Kleinen helfen, der mit den Fischereigeschäften noch nicht recht Bescheid wußte; dann würde der Handel sich großartig gestalten.“

Doch der Alte war ganz verdutzt, als er sah, mit welcher Kälte ihm sein Sohn antwortete.

„Ja, es ist ein großes Glück, den ersten Fischposten zu haben, wenn man zu seiner Ausbeutung auch die nötigen Gerätschaften besitzt. Dazu brauchte man wenigstens tauzend Pesetas, allein für die Nege. Hatten sie etwa dieses Geld?“

Der Onkel Paloma begann zu lächeln.

„Es würde nicht an Leuten fehlen, die es mit Vergnügen leihen.“

Doch Toni schnitt eine schmerzliche Grimasse, als er das Wort leihen hörte.

Sie waren so schon viel Geld schuldig. Die Franzosen, die sich in Catarroja niedergelassen, Pferde verkauften und den Bauern Geld liehen, waren schon keine kleine Qual für ihn. Er hatte Gelegenheit gehabt, sie um Hilfe zu bitten, erstens in den Jahren schlechter Ernte, dann um die Austrocknungsarbeiten der Lagune tätiger zu betreiben, und selbst in seinen Träumen sah er diese in Samt herumstolzierenden Männer, die jeden Augenblick Drohungen ausstießen und bei jedem Schrei ihre Papiere mit dem verzwickten Netz der Finken herausschleuderten. Er hatte genug davon. Wenn man in ein böses Abenteuer verwickelt ist, muß man sich retten, wie man kann, aber sich nicht in ein anderes stürzen. Die Schulden, die auf den Aedern lasteten, waren gerade genügend. Sein einziger Wunsch war, seine Aeder möchten aus dem Wasser herauskommen, ohne daß er sich um etwas anderes zu kümmern brauchte.

Der Fischer drehte seinem Sohne den Rücken. Und das war sein Fleisch und Blut? . . . Da war ihm Tonet mit all seiner Faulheit doch lieber. Er wollte sich mit seinem Onkel zusammensetzen, und beide würden schon etwas ersinnen, um über die Schwierigkeiten hinwegzukommen. Dem Herrn der Sequiota konnte es ja unmöglich an Geld fehlen.

Noch stolz auf den feuchten Blick, den Neleta auf ihn heftete, schritt Tonet in Begleitung seiner Freunde auf und ab, da bemerkte er, daß man ihn rief und ihm dabei auf die Schulter schlug.

Es war Canamel, der ihn mit zärtlichen Blicken anzuschauen schien. „Sie hatten mit einander zu sprechen; nicht umsonst waren sie immer gute Freunde gewesen; war die Schenke nicht Tonets eigentliches Haus? Er sollte nur so fortfahren, unter Freunden erledigen sich die Geschäfte sehr schnell.“ Dann gingen sie einige Schritte beiseite, um gelegentlich zu plaudern, während die neugierigen Blicke aller ihnen folgten.

Der Schenkwirt ging sofort aufs Ziel los.

„Tonet hatte gewiß nicht das nötige Geld, um den Fischposten auszubenten, der ihm zugefallen war. Stimmt das nicht? . . . Aber er hatte das Geld. Und er war ein wahrer Freund, der ihm helfen wollte; er würde sich mit ihm zu gemeinsamer Tätigkeit verbinden und für alles Nötige sorgen.“

Als Tonet schwieg und nicht wußte, was er antworten sollte, wurde der Schenkwirt, der sein Schweigen für eine Ablehnung hielt, heftiger. „Waren sie Kameraden, ja oder nein? Hatte er etwa die Absicht, es wie sein Vater zu machen und sich an die abscheulichen Fremden von Catarroja zu wenden, die die armen Leute zugrunde richteten? Er war ein Freund, er betrachtete ihn fast als Verwandten, denn — der Teufel sollte ihn holen — er könnte nie vergeffen, daß seine Neleta in der Hütte der Palomas gelebt, daß sie dort oft gegessen hatte und Tonet wie einen Bruder liebte.“

Der pöfliche Gastwirt benutzte mit größter Unverschämtheit diese Erinnerungen und hob die schwesterliche Zuneigung seiner Frau für den jungen Mann hervor. Dann sagte er

einen noch heroischeren Entschluß. Wenn Tonet einen Zweifel hegte, wenn er nicht glaubte, daß sie die Zuneigung einer Schwester für ihn besaß, sollte er Neleta etwa rufen, damit sie ihn selbst überzeuge? Gewiß würde sie ihn auf den richtigen Weg bringen. Nun, sollte er sie rufen?

Diese Vorschläge hatten für Tonet viel Verlockendes, aber er schwankte doch noch stark, ehe er sie annahm. Er fürchtete das Gerede der Leute, dachte an seinen Vater und erinnerte sich an seine strengen Mahnungen. Er schaute sich um, als könne ihm aus der Menge ein Rat kommen, und erblickte aus der Ferne seinen Großvater, der ihm zustimmende Zeichen mit dem Kopfe machte.

Der Schiffer hatte den Gegenstand der Unterhaltung mit Canamel erraten. Er hatte gerade daran gedacht, sich dem Gastwirt als Bundesgenossen zuzugesellen. Darum ermutigte er seinen Onkel mit neuen, nicht weniger energischen Gesten. „Er durfte nicht ablehnen; das war gerade der Mann, den sie brauchten.“

Tonet entschloß sich, und Neletas Gatte, der diesen Entschluß in seinen Augen las, teilte ihm schnell die Bedingungen mit. Er wollte das gesamte nötige Geld geben. Tonet und der Vater sollten arbeiten, der Ertrag sollte geteilt werden. Waren sie damit einverstanden?

Die beiden Männer schüttelten sich die Hände und lenkten, von Neleta und dem Onkel Paloma begleitet, ihre Schritte nach der Schenke, um zusammen zu speisen und den Vertrag feierlich zu begießen.

Die Keuigkeit durchschwirrte sofort den Marktplatz. Der Kubaner und Canamel hatten sich zusammengetan, um die Sequiota auszubeuten. . . Die Samaruca mußte man auf Befehl des Alkaden von dem Plage wegbringen. Von einigen Weibern begleitet, schlug sie den Weg nach ihrer Hütte ein, schrie wie eine Besessene und beschwor ihre seit mehreren Jahren verstorbene Schwester herauf, während sie mit aller ihr innewohnenden Lungenkraft erklärte, Canamel wäre ein schamloser Kerl, denn um ein Geschäft zu machen, zögere er nicht, den Liebhaber seiner Frau bei sich aufzunehmen.

V.

Tonets Stellung änderte sich in Canamels Schenke vollständig, er war kein Gast mehr, er war Kompagnon, der Kamerad des Hausherrn, und trat in die Schenke, indem er die Reden von Neletas Feindinnen mit hochmütiger Geste herausforderte.

Wenn er den Tag hier zubrachte, so geschah das nur, um von seinen Geschäften zu sprechen. Er trat in der ungeniertesten Weise von der Welt in alle Zimmer des Hauses, und um den Leuten so recht zu zeigen, daß er auch wirklich zu Hause war, räumte er den Schenktisch ab und ließ sich dahinter neben Canamel nieder. Sehr häufig stürzte Tonet, wenn Canamel sich mit seiner Frau im Hinterzimmer befand, und ein Gast etwas verlangte, nach dem Schenktisch und servierte mit komischem Ernst und unter dem Lachen seiner Freunde das verlangte Getränk, wobei er sogar die Stimme und die Gesten des Onkel Paco nachahmte.

Der Gastwirt war mit seinem Kompagnon sehr zufrieden. „Ein vortrefflicher Junge,“ wie er vor seinen Gästen in Tonets Abwesenheit erzählte, „ein guter Freund, der sich ausgezeichnet betrug. . . Und dabei fleißig; der würde es mit Hilfe eines Protektors, wie er es war, weit, sehr weit bringen.“

Sogar der Onkel Paloma verkehrte in der Schenke häufiger als sonst. Die Familie hatte sich in einem heftigen Zwist geschieden. Der Onkel Toni und die Borda begaben sich jeden Morgen aufs Feld, um den großen Kampf mit dem See fortzusetzen, den sie noch immer mit ihrer mühsam herbeigeschleppten Erde zuschlitten wollten. Tonet und sein Großvater zogen nach der Schenke, wo sie sich von ihrem nächsten Unternehmen unterhielten.

Die Wirklichkeit waren die einzigen, die davon sprachen, der Gastwirt und der Onkel Paloma. Canamel hörte nie auf, sich selbst zu loben und die Großmut zu rühmen, mit der er sich erboten hatte, ihn zu unterstützen. Er stellte sein Kapital zur Verfügung, ohne zu wissen, wie der Fischfang schließlich ausfallen würde, und begnügte sich dabei mit der Hälfte des Ertrages. Er handelte wahrhaftig anders, als

diese fremden Geldleihen, die ihr Geld nur gegen gute Hypotheken und stets wachsende Zinsen hergaben. Und sein ganzer Haß gegen die Eindringlinge, die wilde Rivalität in der Kunst, den Nächsten auszubeuten, bebte aus seinen Worten:

„Wer waren denn diese Leute, die sich nach und nach der ganzen Gegend bemächtigten? Franzosen, die mit zer-rissenen Stiefeln und einem alten Samtsegen auf dem Rücken aus Valencia gekommen waren. Leute aus einer französischen Provinz, deren Namen man nicht einmal kannte, deren Bewohner nicht wert waren, als die Galizier seiner Heimat. Es war doch nicht einmal ihr Geld, das sie hergaben. In Frankreich brachten die Kapitalien nur sehr schwache Zinsen, und diese Blutsauger lieben zu Hause zu zwei und drei Prozent, um es dann den unglücklichsten Valencianern zu fünfzehn und zwanzig Prozent weiter zu borgen und so an ihnen ein prächtiges Geschäft zu machen. Ferner kauften sie Pferde jenseits der Pyrenäen, schmuggelten sie sehr häufig herüber und vermieteten sie an die Landwirte, wobei sie es so einzurichten wußten, daß die armen Leute nie in den Besitz der Tiere kamen. Ein Diebstahl, Onkel Valoma, ein regel-rechter Betrug, der eines Christen unwürdig ist.“ Und Canamel geriet in Wut, wenn er von diesen Dingen mit der geheimen Entrüstung und dem Neide des Bucherers sprach, der aus Feigheit nicht dieselben Mittel, wie seine Kon-kurrenzen und Rivalen, anzuwenden wagte.

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Winter am Meer.

Längs sind die Fischer daheim vom Fludern- und Herings-fang. Die meisten lagen den ganzen Sommer über auf der See oder im Hafen der Seestadt wo die Florentiere sofort an den Mann gebracht wurden. Nun drängen sich die Kleinen, meist einmastigen Fischerboote dicht beieinander im Hafen des Boddens, und nichts rührt, nichts regt sich auf ihnen. Nur wenn der Wind einmal allzu scharf zupackt, dann stöhnen die schwerfälligen Fahrzeuge im Eise, und es knistert und knact an allen Enden.

Die weite Fläche des Boddens, dem im Sommer die hant-bewimpelten Dampfer und Motorboote, die Segler und Ruderboote ein freundliches Leben geben, liegt schweigend und tot. Noch trägt das Eis nicht; niemand wagt sich hinauf; in der Mitte schlängelt sich schwarz und offen noch der Strom hindurch. In der weiten, weißen Fläche leuchtet es rot auf: das Ziegeldach eines großen Bauernhauses, auf einer Insel gelegen. Es ist eine Welt für sich. Solange das Eis nicht trägt und das Wasser nicht offen ist, sind sie dort drüben abgeschnitten von allem Verkehr. Ober die Weile und Spikhaben müssen her und dem Boote mühselig Schritt für Schritt einen Weg bahnen. Laabemwärts ragen, vom Winternebel ver-schleiert, die Türme der nächsten Stadt auf. Bei hellem Wetter er-scheinen sie ungemiein nah; und doch braucht ein rüstiger Fußgänger von unserem Fischerdorf aus drei Stunden, um in ihre Nähe zu ge-langen. Im Winter. Denn im Sommer schaukelt uns der Dampfer in einer Stunde hin. Aber wer's nicht durchaus nötig hat, der bleibt daheim. Daheim in den niedrigen, torfgeheizten Stuben, unter dem Strohdach; beim Rekefliden und den mancherlei häus-lichen Arbeiten, die eine kleine, meist sehr kleine, Landwirtschaft und Viehzucht erfordert. Einige schaffen sich einen kleinen Ver-dienst durch die Boddenfischerei, die auch dann fortgesetzt wird, wenn das Eis eine dicke, eiserne Decke über Strom und Bodden zieht.

Das Dorf liegt weiß und still — ein Bild wie aus einem Märchenbuch. Ein paar Häuser, eine Mühle säumen die sanfte Rundung des Boddenufers und den winzigen Hafen. Ein größeres Hotel ragt unter ihnen auf — wie ein Fremdling, der sich verirrt hat und nun ratlos vor der weiten Wasserfläche steht, die ihn am Weiterkommen hindert. Nach dem Meere zu, über die ganze Breite der Landzunge hinweg, die See und Binnengewässer trennt, glänzt es von den weißen, schneegepolsterten Rohrdächern des Dorfes. Nicht nur Rohrdächer. Auch rote Ziegels- und blaue Schieferdächer sind darunter. Kleine, verlassene Villen zum größten Teile, die erst mit dem Frühling und Sommer ihre festverschlossenen Fensterläden wieder öffnen. Totenstill ist's in diesen Häusern, und nur ein paar Späßen lärmen im Garten und hüpfen auf der Strohpyramide herum, die den Rosenstrauch schützt. Aus den Veranden gähnen uns die leeren Fensteröffnungen entgegen; zerfetzte Reinwand-jalousien klatschen gegen die Wände. Und oben, hoch oben an der Fahnenslange flattert irgendein Streifen: der traurige Ueberrest einer Flagge, die sie hinabzulassen vergessen haben. Schwarz stehen Hecken und Büsche, von einer dünnen Schneeschicht bedeckt. Die Bäume recken ihre dünnen, blattlosen Zweige zum Himmel, und nur der immergrüne Efeu bringt eine lebensfrische Farbe in das tote Bild.

Nebenan, wo das uralte Rohrdach sich fast bis zur Erde neigt, geht's etwas lebhafter her. Hinter dem braunen, windschiefen Bretterzaun quielt und schnattert und gackert es. „Hol em wist!“

(„Halt ihn fest!“) sagt eine Stimme. Und dann gibts noch ein markerschütterndes Quieten und ein Röcheln, und dann ist's ganz still, auch die Enten Schweigen, und die Hühner schlüpfen, von Angst gejagt, durch eine Jaunlücke auf die Straße. Das Dorfentier lieg sein Leben, und Menschen, Hunde und Katzen feiern Schlachtfest. Der Fischer freut sich des fetten Tages; lange schon steht die Pöfel-tonne leer — und Fleisch kaufen? Nicht viele können's und nicht oft können sie es. Aber auch der Genügsamste mag nicht immer Fische auf dem Tisch haben; häufig genug fehlen auch diese. Und so ist's ein sehr armseliges Leben bei den meisten bis zum Schlachtfest, das die Pöfeltonne wieder füllt und ein paar Schinken und Würste in den Rauch bringt. Mancher verkauft auch dabon noch, um ein wenig bares Geld in die Hand zu bekommen. Der drängende Kaufmann will bezahlt sein; der Holz- und Kohlenhändler macht Ansprüche, und, von der Miete abgesehen, lebt sich hier kaum billiger als in irgendeiner Großstadt.

Nur die Luft ist billig, die reine, lebenspendende Luft. Man kann sie in tiefen Zügen einsaugen, ohne sich um Batterien sorgen zu müssen. Das Meer hat sie gereinigt, oder die weiten Binnengewässer haben das letzte Staubbüschel verschluckt. Zum Segen Aller, die hier ihr armes Dasein hinführen, zum Segen insbesondere der Kinder, die fast ohne Ausnahme mit roten Wangen herum-laufen. Jetzt vergnügen sie sich auf den zugefrorenen Rumpeln der Dorfstraßen mit plumpen Schlitten und unumglichen Schlitt-schuhen. Die Unternehmungslustigeren wandern ins Moor. Eine Viertel, eine halbe Stunde weit. Im Sommer sieht man dort den Torf. Der Herbst überschwemmt das Moor. Und der Winter macht eine Eisbahn daraus. Der Berliner darf nicht an die Rouffeau-Insel denken. Niemand segt das Moor. Aber niemand fordert auch Eintrittsgelder. Ganz frei liegt es, eine ungeheure Wiesen-fläche. Die Winde haben von der See und von allen Seiten her freie Bahn. Mit aufgespannten Jaden fährt sich gut dort. Aber man darf nicht auf den Sand geraten; nicht in das schwarzbraune Seidekraut, das seine Inseln überall hineingestreut hat. Wie eine unendliche Kette von Seen ist das Moor im Winter. Gräben oder schmale Wasserstreifen verbinden die einzelnen Kläse. Doch wer's versteht, der sauft selbst auf den unumglichen Schlittschuhen von einem zum anderen. Der Sonntag sieht auch Pärchen hier. Junge Burtschen und frische Mädchen, denen die Gesundheit aus den wasser-hellen Augen blüht. Und wer da meint, daß die Fischermädchen ohne Grazie sind, der irrt sich. Keine geleckte Kofetterie, keine Ab-sicht in den Bewegungen, nein. Aber natürliche Kraft und Ge-sundheit. Dazu lachende, hübsche Gesichter und keine Spur ge-wöhnlicher Hastigkeit. Die ausgenommen, die ein paar „Lehr-jahre“ in Berlin oder Hamburg erlebt haben und die hier die „Weltweite“ markieren. Sie sind nun wie das Hotel am Bodden — Fremdlinge, die wie eine Stilridrigkeit wirken.

Eine Poststraße auf geschüttetem Damm führt durch das Moor. Tief haben die Räder- und Puffspuren sich in den feuchten Sand gegraben. Der Winter ließ alle Eindrücke erstarren. Nun ist's ein schlechtes Wandern hier. Mehr ein Langen wie auf Eiern. Vor uns liegt der Deich, hinter dem Deich die Dünen, und hinter den Dünen das Meer. Eine gute Viertelstunde, und wir sind ohne Knöchelbruch am Deich, der die Landzunge vor den Einbrüchen des Meeres schützt. Ein schmaler Pfad führt in die Dünen. Hier wuchert der Strandhafer, und die Zwergkiefer gedeiht. Auch diese beiden sind ein Schutz für das Land: ihre Wurzeln befestigen den losen Dünen sand. Wie mächtige erstarrte Wellen, weiß vom Schnee gekrönt, ziehen die Dünen sich am unendlichen Meer entlang. Ihr höchster Punkt, weit hinten in der Ferne, glüht in rötlichem Schein. Die Sonne steht hinter einer Wolkenwand, knapp über dem Wasser. Eine tiefe Blut lündet's. Die Wand spaltet sich; rot flammt das Feuer hervor. Und ein prächtiges Funken- und Glühern hebt an. Die Kiefern in den Dünen scheinen zu brennen, und der Strand ist wie besät von blinkenden Diamanten.

Der Horizont schiebt sich hinaus. Die tiefgrüne Färbung des Meeres stellt sich im Westen auf. Aus Nordosten streicht ein Auf-zug heran, und die gleichmäßigen Wellenschläge am Ufer verstärken sich. Kein Schiff, kein Segel, kein Mast, soweit das Auge reicht. Nur ein schwacher, ganz schwacher Rauchstreifen hoch im Norden. Das ist ein Dampfer auf der deutsch-schwedischen Fahrstraße.

Der breite Strand, auf dem wir zurückwandern, ist vom Frost zu einem idealen Fußwege gewandelt. Im Sommer sinkt man bis zu den Knöcheln und tiefer ein, und nur nahe am Wasser läßt sich mühselos marschieren. Inzwischen hat das Meer seine Wogen wiederholt bis an die Dünen getrieben, hat den Strand reingefegt von allen Unebenheiten, hat ihn durchtränkt mit Feuchtigkeit; und der Winter mit seinem Frost hat ihm die nötige Härte und Festig-keit gegeben. Man geht wie auf dem sauber gewaschenen Asphalt der Großstadt; noch angenehmer, weil der Boden trotz allem nicht die Unmachgiebigkeit des Asphalts besitzt. Hier und dort ein Häuf-chen Tong, ein abgebrochener Raibbaum, eine Schiffsplanke, die das Meer herangejagt hat, — sonst findet der Fuß keine Uneben-heit. Das Ufer ist garniert mit weißen, gelben, schwarzen Muscheln, die jetzt keiner sucht als allenfalls die Raben, die krächzend am Strande entlangstreifen.

Sie sind unsere einzige Gesellschaft. Ein paar Möwen noch, die unweit von uns über dem Wasser schweben. Aber kein Mensch. Stundenlang könnte man wandern, ohne einer Seele zu begegnen. Alles sitzt daheim in den düstigen Stuben. Oder larrt Dünger auf dem Aker. Oder flukt einen allen, gebrechlichen Jaun. Die meisten aber hocken am Ofen. Sie gehen nicht hinaus, wenn sie nicht müssen.

Die Dämmerung kriecht über das Wasser heran. Die rote Blut im Westen ist längst erloschen. Immer dunkler wird das Meer; immer stärker bläst der Wind; es ist, als ob feine Nadeln an der Arbeit sind, unser Gesicht zu spiden. Immer stärker werden die Wellenschläge, immer weiter spritzt der Schaum auf den Strand.

Der erste Stern blüht im Osten auf. Rein, kein Stern. Aber so klein und hell wie ein Stern: das Leuchtfeuer von Kügen. Bald darauf kommen sie wirklich, die Sterne. Leuchtend und glitzernd wie Gold und Silber am stahlgrauen Abendhimmel. Einer nach dem anderen flammt auf. In ihrem Scheine steigt plötzlich ein Ungetüm auf hohen Pfählen vor uns empor: die Badeanstalt. Noch wenige Minuten also, und wir sind wieder am Dorf. Hier geht eine breite Fahrstraße über die Dünen. Dunkel, tiefdunkel erstreckt der schmale Dünenwald sich zu beiden Seiten. Noch einen Blick aufs Meer: weißköpfig rollen die Schaumwellen heran; zuweilen blüht in der Ferne ein heller Bogenlanam auf; eine Sternschnuppe schießt in weitem Bogen ins finstere Wasser. Der Wind wird Sturm und ächzt in den niedrigen Bäumen. Großflodiger Schnee klatscht uns ins Gesicht, und nun wirbelt und stürmt es nieder in das Dorf und zielt von neuem alle Heden und Dächer.

Strahlenlaternen gibts hier nicht. Man rechnet mit Mond und Sternen. Und im schlimmsten Fall mit der Handlaterne. Es findet auch jeder seinen Weg im Dunkeln. Die weißen Dächer helfen zur Orientierung. Hier und da ein erleuchtetes Fenster. Sonst kaum eine Spur von Leben und Wachsein. Oder gelegentlich eine Stimme, die schülermäßig vorliest. Aus einem alten Zeitungsblatt oder dem zerlesenen Bande einer illustrierten Zeitschrift, der von den Sommergästen fortgeworfen wurde. Einige halten wohl auch das Lokalblatt aus der nächsten Stadt.

Einsamkeit, Stille ringsum. Auch in den Lokalen kein Laut. Vielleicht sitzen ein paar beim Kartenspiel; oft gähnt nur der Wirt hinterm Tresen. Es ist ein langweiliges Geschäft im Winter. Und mancher mag froh sein, wenn er nicht noch das Petroleum aus der eigenen Tasche zahlen muß.

Einsamkeit, Stille. Man kann durch das ganze Dorf streifen, ohne in Gefahr zu kommen, im Dunkeln mit einem anderen „Nachtwandler“ zusammenzustößen. Es gibt nur einen hier: den Nachtwächter. Und der tritt sein Amt erst später an.

So wandern wir wirklich wie in einem Märchen. An den kleinen, weißbedachten Häuschen, an den schiefen Jänunen mit ihren Schneemützen, an den winzigen, hüttenartigen Ställen vorbei. Ganz regellos und weit verstreut steht das alles. Von Gärten, von Aedern und Wiesen unterbrochen, von Gräben durchzogen, von Heden umgeben. Ein kleines, helles Fenster dacht unterm überhängenden Rohdach; ein Kopf über den Tisch gebeugt — wie eine flüchtige Silhouette sehen wirs, und unsere Gedanken bleiben daran hängen, bis zufällig ein neues Bild, ein kleiner, ganz kleiner Ausschnitt aus diesem weifsernen Leben uns von neuem festsetzt.

Und wenn das Nachtleben der Großstadt noch braust und wogt wie am Tage, dann erlöschen die Lampen in unserem Dorf. Nur die Sterne flimmern, der Nordost braust um die kleinen Häuser, und die See wogt und singt mit zarter und zuweilen mit donnernder Stimme das Schlummerlied den einsamen Menschen am Meer.

E. P.

(Nachdruck verboten.)

Von den Himmelserscheinungen im Februar.

1908 ist ein Schaltjahr; der Gregorianischen Kalenderordnung gemäß hat somit der Februar diesmal 29 Tage. Wir wissen ja, daß die große Zeiteinheit, das Jahr, keine Anzahl von Tagen enthält, weil der Umlauf der Erde um die Sonne noch etliche Stunden, Minuten und Sekunden mehr braucht als 365 Tage. Soll also die Zählung der Tage mit derjenigen der Jahre in Uebereinstimmung bleiben, dann müssen wir zu Schaltungen greifen. Der im Jahre 1582 auf Grund der Arbeiten einer von dem Papste Gregor XIII. einberufenen Astronomenkongferenz reformierte und nach ihm genannte Gregorianische Kalender trägt dem Bedürfnis der Praxis für eine richtige Zeiteinteilung auf lange Zeit hinaus Rechnung. Er wurde um 1700 offiziell eingeführt und wird erst in 3300 Jahren um einen ganzen Tag falsch. Der alte Julianische Kalender, dessen Einführung schon im Jahre 47 vor Christi von Julius Cäsar unter Beihülfe alexandrinischer Astronomen geschah, ist gegen den Kalender neuen Stils bereits um 13 Tage zurück, und es wäre deshalb erwünscht, daß jener alte Kalender, der gegenwärtig nur noch in Rußland, Griechenland und bei einigen slavischen Völkern im Gebrauch ist, baldigst abgeschafft würde.

Der zweite Kalendermonat heißt nach dem Lateinischen Februarius; im Altdentschen hieß er „Hornung“ nach dem in ihm gewöhnlich herrschenden hornharten Frost. In der Tat ist der Winter in ihm und im Januar durchschnittlich am schärfsten. Dennoch kündigt der Februar in unseren geographischen Breiten bereits das Erwachen der Natur aus dem kurzen Winterschlaf zu neuem Leben an. Denn der starke Aufstieg der Sonne am Tageshimmel bedeutet die wichtigste Einbuße, welche die Dauer der kalten Winternacht erleidet. Im Februar empfängt unsere Erdzone den größten Zuwachs an Licht- und Wärmestrahlen von unserem Zentralgestirn.

Der Mond ist vornehmlich vom 7. bis zum 14. des Monats zu beobachten. Dann wird er schon wieder zu voll, als daß sich Oberflächeneobachtungen an ihm anstellen ließen. Nach dem Vollmond (17.) geht er erst nach Mitternacht auf. In den mond-scheinfreien Nächten, also in der ersten und letzten Woche des Monats, bietet sich uns Gelegenheit, das Zodiakal- oder Tierkreislicht zu beobachten. Man erblickt diese garie aber großartige Lichterscheinung über dem westlichen Horizonte da, wo die Sonne untergegangen ist. Sie ist eine der anziehendsten und rätselhaftesten Erscheinungen, die immer noch einer erschöpfenden Erklärung harret. Nur wenige Wochen bietet sich uns die günstige Gelegenheit, sie zu beobachten, nämlich im Februar und Oktober, wann sie erst wieder in eine für unsere Gegenden ansehnliche Stellung kommt. Der Lichtschimmer des Zodiakallichts ist dem der Milchstraße vergleichbar; sie bildet eine Pyramide, deren Grundlinie auf dem westlichen Horizonte zu ruhen scheint, während ihr oberer verjüngt zulaufender Teil sich längs der Elliptik fortzieht. Die Längsaxe dieser elliptischen Lichtwolke liegt also im Tierkreis, woher die ganze Erscheinung ihren Namen — Tierkreislicht, Zodiakallicht — erhalten hat. Da nun die Lage der Elliptik jetzt so ist, daß sie am stärksten gegen den Horizont aufsteigt — weshalb ja, wie oben bemerkt, der Zuwachs an Licht und Wärme in diesem Monat am größten wird —, ist auch dieser Teil des Jahres der günstigste für die Beobachtung. Oft ist der Glanz der Erscheinung so bedeutend, daß die hellsten Teile der Milchstraße von den glänzendsten Partien des Tierkreislichtes übertroffen werden. Das Licht erscheint nicht immer ruhig, sondern oft pulsierend; auch die Farbe unterliegt bemerkenswerten Veränderungen. Meist erscheint es in gelblichem Tone, aber auch reines Weiß, grünlich und rötliche Töne kommen vor. Daß das Zodiakallicht ein selbstleuchtender Stoff wäre, darf jetzt als unwahrscheinlich gelten. Es ist vielmehr die auch schon aus der spektroskopischen Forschungsmethode wahrscheinlich gemachte Annahme, daß uns das Zodiakallicht wesentlich reflektiertes Sonnenlicht zuwendet, als wahrscheinlich anzunehmen. Denn die neuesten Forschungen haben uns eine verwandte Erscheinung als eine Ansammlung kleinster Weltkörperchen in ungeheurer Anzahl kennen gelehrt, die sich nach den Gesetzen der Himmelsmechanik in engeren elliptischen Bahnen um einen Punkt der über die Erdbahn hinaus verlängerten Linie Sonne—Erde herumbewegen und so in ihrer ungeheuren Anzahl für uns jenes magische Leuchten hervorruufen, das man sehr oft dem Tierkreislicht gegenüber bemerkt hat und mit dem Namen „Gegenschein“ bezeichnet.

Von den periodischen Kometen wird der Endeische zu Anfang Mai wieder seinen Umlauf um die Sonne vollenden. Die Russen Herr Kamenstky und Fräulein Korolifow in Petersburg haben eine Vorabrechnung des Laufes der Bahn von Januar bis Ende April geliefert. Danach wird der Komet anfänglich wegen großer Entfernung von Sonne und Erde sehr schwach und später wegen seiner Stellung in der Abenddämmerung nicht mehr erkennbar sein. Im Jahre 1832, wo er nur drei Tage später in die Sonnennähe kam, wurde er vor diesem Zeitpunkt auf der Nordhalbkugel der Erde vergeblich gesucht. Nach seiner Sonnennähe wurde er auf verschiedenen südlichen Sternwarten in freilich nur geringer Helligkeit beobachtet. Besser waren die Sichtbarkeitsverhältnisse im Jahre 1876, als er schon am 13. April in seine Sonnennähe kam. Er wurde schon Ende Januar aufgefunden. Erst war er sehr schwach, später aber erheblich heller und konnte bis kurz vor dem Durchgang vor der Sonne beobachtet werden. Nach diesem war er nur kurze Zeit für die südliche Erdhälfte als schwacher Nebelfleck wahrnehmbar. Es war natürlich zu vermuten, daß der Komet jetzt mit den sehr leistungsfähigeren Instrumenten trotz seiner geringeren Helligkeit eher gefunden würde als je früher. In der Tat hat Prof. Wolf den Kometen schon am 2. Januar mit Hülfe seiner photographischen Instrumente wiedergefunden. Seine Nachforschungen nach dem Halleyschen Kometen dagegen sind bisher erfolglos geblieben, haben jedoch zur Auffindung eines anscheinend sehr weit entfernten Planetoiden von nur 18. Größe geführt. — Von Prof. Kopff wurde ebendasselbst ein sehr heller kleiner Planet von 9.2. Größe aufgefunden, der sich durch sehr starke Bewegung auszeichnete.

Von den großen Planeten wird auch Merkur in der Mitte des Monats etwa ¼ Stunden lang in der Abenddämmerung sichtbar. Vom 24. an verschwindet er unteren Hufen wieder. — Die Sichtbarkeitsdauer der Venus nimmt bis auf reichlich drei Stunden am Ende des Monats zu. — Mars ist Mitte des Monats 4½, am Ende noch reichlich vier Stunden des Abends zu sehen. Im vorigen Jahre hat Lowell, um an der Erdähnlichkeit des Mars festhalten zu können, eine Rechnung veröffentlicht, wonach die mittlere Marstemperatur + 8 Grad wäre. Diese Rechnung kann aber, wie Herr Poynting im „Philosophical Magazine“ nachweist, nicht stimmen, die mittlere Temperatur muß um mindestens 30 Grad niedriger sein, es sei denn, daß die geschickten Marsbewohner ihren ganzen Planeten durch ein Glasdach zu einem Treibhause gemacht hätten. — Der Planetenrieser Jupiter, jetzt der hellste Stern an unserem Firmament, bleibt noch bis Ende des Monats die ganze Nacht hindurch am Himmel sichtbar. — Saturn ist Mitte des Monats 1½, am Ende kaum noch eine halbe Stunde zu sehen.

Kleines feuilleton.

Aus D. E. Hartlebens Briefwechsel. In der „Neuen Rundschau“ wird der Briefwechsel D. E. Hartlebens mit seiner Geliebten und späteren Frau in Auswahl veröffentlicht. Er erstreckt sich von 1887 bis zu seinem Tode (1905). Unsere Leser werden einige Stücke interessieren von dem jungen Hartleben, der der sozialistischen Bewegung nahestand. In einem Briefe vom 17. November 1889 schreibt er:

„Germinal“ im „Volksblatt“, dem Vorgänger des „Vorwärts“, ist von demselben Jola, der die „Mutter Erde“ geschrieben hat. Er erwähnt in seinen Romanen freilich manches, was andere Romanschriftsteller aus sogenannter Wohlerzogenheit verschweigen — aber das geschieht aus dem echt künstlerischen Drange, den Eindruck der Lebensstrenge und Lebenswahrheit des Erzählten zu erhöhen, unsere Illusion, daß wir es mit dem Wirklichen zu tun hätten, zu verstärken. Der Romanschriftsteller schreibt seinen Roman nicht, um einem männlichen und weiblichen Damenpublikum seine Wohlerzogenheit zu beweisen oder zu erheben, sondern um ein treues und ergreifendes Abbild des wirklichen Lebens zu geben. Das im „Germinal“ geschilderte Elend der Bergarbeiter ist keineswegs übertrieben. Ein Jahr nach Erscheinen des Romans brachen in Belgien die großen Streiks aus, welche sich fast wie nach dem Rezept des Jolaschen Romanes abspielten und welche Zustände enthüllten, die zum mindesten ebenso entsetzlich waren, wie die von Jola geschilderten. Du würdest hierzu leicht die Belege finden können, wenn Du das „Volksblatt“ gelegentlich auch mal über den Feuilletonstreich nachlesen wolltest.“

Von Bildungstagen spricht ein Brief vom 26. November 1889: „Du weißt ja, wie wenig ich auf die sogenannte „Bildung“ Wert lege, wie widerlich mir die Gesellschaft der „Gebildeten“ ist. Wir wollen Menschen, wirkliche Menschen, aber keine „Gebildeten“ sein, welche sich wegen irgend welcher angelernten Dinge für wertvollere Geschöpfe halten als ihre Mitmenschen. Aber außer jener „Bildung“ in Anführungszeichen, außer der gesellschaftlich sanktionierten und mit möglichster Engherzigkeit uniformierten Bildung, gibt es noch eine andere, jene, von der man sagt, „Bildung macht frei“, d. h. frei von den stumpfsinnigen Vorurteilen der legitimen Gesellschaft. Das ist eine Bildung, welche in dem Begriff „Mensch sein“ enthalten ist. Sie geht nicht auf Äußereres und Angelerntes — ihr Wesen ist selbständiges Denken, natürliches Fühlen, das ist die Bildung, welche wir erstreben, die einzige, welche für uns Wert hat. Das sage ich Dir alles, um nicht den trüben Gedanken in Dir aufkommen zu lassen, als ob, indem ich darauf bestehe, daß Du orthographisch schreibst, ich in dieser Außerlichkeit ein Symptom Deiner Anzulänglichlichkeit, Uebenbürtigkeit oder dergleichen erblickte. Meinestwegen könntest Du Zeit Deines Lebens mit konstanter Boshheit „das“ statt „daß“ schreiben, ich meine, meine Wertschätzung Deiner Persönlichkeit würde dadurch nicht modifiziert, ebensowenig, wie Du in meiner Achtung steigen würdest, wenn Du nun wirklich kernst fehlerfrei zu schreiben. Aber es handelt sich nicht um mich, sondern um Dich und andere. Und erst indirekt, indem ich darunter leide, wenn ander Dich nicht für voll nehmen, berührt diese Frage auch mich.“

Wie Hartleben über Liebe und Ehe dachte, spiegelt eine Auseinandersetzung vom 8. Juni 1893 wieder: „Die Franzosen nennen eine Geliebte: Maitresse, d. h. auf deutsch: „Herrin“, und dieser Bezeichnung liegt ein Verhältnis zugrunde, in dem der Mann nach den Launen und Eigenwilligkeiten des Weibes tanzt und vor ihnen gittert: ein Verhältnis: wie ich es erst jetzt wieder mit Schauder und Schmerz bei S. beobachtet habe. Du achtest aber, wie ich hoffe, Dich und mich zu hoch, um ein solches Verhältnis zwischen uns zu wünschen. Du verstehst, wie ich hoffe, daß das deutsche Wort Geliebte, wie ich es auffasse und mit mir alle, die von der lebenden Generation für die Zukunft in Betracht kommen, auf ein Verhältnis sich bezieht, das alle sittlich ernsthaften und schönen Seiten einer „Ehe“ in sich begreift, ohne die häßlichen und gemeinen Seiten des wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zwanges, der zu 99 Prozent das eigentliche Wesen der bürgerlichen „Ehe“ bildet. Wenn Du Deinen Verstand zusammennimmst und Dich in diese Anschauung hineindentst, die einzige, die menschlich vornehm und zugleich wahrhaft modern ist, dann wirst Du nicht nur eine frohe Sicherheit und Ueberlegenheit unserer Liebe fühlen, die so viel höher geartet ist, als das jämmerliche Gros der Ehen, Du wirst auch ein für allemal die stumpfsinnige Sorge um die Zukunft los werden, weil Du Dir sagen mußt, daß es damit wohl recht wenig Gefahr haben muß, wenn ich unseren Bund so auffasse. (Vorausgesetzt, daß Du Vertrauen zu mir hast.) Aus den kleinbürgerlichen Anschauungen, in denen Du herangewachsen bist, mußt Du Dich aber losmachen, das ist eine geistige Arbeit, die ich von Dir verlangen darf, wenn ich das Leben mit Dir teile.“

Von der Polarexpedition Kapitän Miklessens. Von dem bisherigen Verlaufe der angloamerikanischen Polarexpedition unter dem dänischen Kapitän Miklessen, die im Mai 1906 von Victoria in Britisch-Kolumbien auslief, um die schwer zugängliche Nordküste von Alaska und die Verhältnisse der Beaufortsee zu erforschen, gibt jetzt Vilhjalmr Stefansson, der Ethnologe der Expedition, in „Harper's Monthly“ einen fesselnden Bericht. Von der Expedition waren eine Zeitlang beunruhigende Nachrichten verbreitet, die

sich jedoch nicht bewahrheiteten. Der „Duchey of Bedford“, die von der Britischen und Amerikanischen Geographischen Gesellschaft ausgerüstet wurde, gelang es nach mannigfachen Schwierigkeiten und mit Hilfe der Walfischjäger die Barrowspitze zu umschiffen, allein in der Camden-Bai geboten die Eisverhältnisse einem weiteren Vordringen nach Osten Halt, und mit Eintritt des Winters begannen die Schlittenexpeditionen nordwärts; Stefansson hatte den Landweg gewählt und plante, das Schiff an der Mündung des Mackenzieflusses zu erreichen. So mußte er monatelang unter den Eskimos weilen, ehe es ihm gelang, das Schiff, das die Mackenzie-Bai nicht erreicht hatte, aufzufinden. In den ersten Märztagen wurde der erste Schlittenvorstoß in das zugefrorene Eismeer unternommen. Er scheiterte an den unüberwindlichen Eisverhältnissen, wurde dann aber Ende März mit besserem Erfolge wiederholt. Nach einer 60tägigen, entbehrungsreichen Reise trat die Expedition wieder beim Schiffe ein, nachdem sieben von den dreizehn Hunden hatten geschlachtet werden müssen und zwei von den drei Schlitten aufgegeben waren. Es war ein wenig tröstlicher Empfang, der die Forscher am Winterlager erwartete; das Schiff hatte dem Eisdruck nicht standgehalten, es war geräumt worden und fiel dem Eise anheim. Erst Ende Juli 1907 wurde die Besatzung von dem Walfischfahrer „Belvedere“ aufgenommen. Nur Kapitän Miklessen und Mr. Leffingwell blieben zurück, um im kommenden Winter die Forschungen fortzusetzen; auch Stefansson wird sich ihnen wieder gesellen und seine ethnologischen Untersuchungen unter den Eskimos weiterführen. Als wissenschaftliche Ergebnisse sind eine Reihe interessanter Neubeobachtungen und hinsichtlich der Meeresströmungen der Beaufortsee wichtige Berichtigungen der früheren Annahmen zu buchen. Von besonderem Interesse aber sind die einzelnen Beobachtungen und die praktischen Erfahrungen, die Stefansson schon heute mitteilt. Mit dem Einsetzen des Winters mußte man schnell inne werden, daß die „bewährten arktischen Ausrüstungen“ der Forscher einen Vergleich mit der Eskimoleidung in keiner Hinsicht aushalten konnten. „Die finnischen Stiefel, die „Finnskor“, die auch Nanfen und andere Polarforscher getragen, wurden von den gewöhnlichen Eskimostiefeln sowohl an Leichtigkeit wie an Wärme übertroffen. Ein einfacher, in Norwegen gefertigter Pelzrod — wie solche bei fast allen Polarexpeditionen getragen wurden — wiegt für sich allein soviel wie eine ganze Eskimoausrüstung von Ober- und Unterkleidern mit Stiefeln und Handschuhen. Der norwegische Rod ist steif wie ein Segeltuch, die Eingeborenenkleidung bleibt weich und biegsam wie Lederhandschuhe. Ein gut gemachter Eskimoanzug — Socken, Stiefel, Unterkleidung, Wollkleider, Rod und Kopfschuh — wiegt zehn bis elf Pfund, soviel wie europäische Sommerkleidung und damit kann man auf einem Eisblock sitzen, den Wind im Nacken und in einem geöffneten Wasserloch bei einer Temperatur von 10 Grad Reaumur unter Null gemächlich sitzen, ohne die Kälte anders zu spüren als im Gesicht, dem einzigen Teil, der frei bleibt. Keiner von uns trug noch die amerikanischen Pelzhüllen, und jeder versuchte sich von den Eskimos neue Kleider zu verschaffen.“ Bei der ersten Schlittenreise mußte man bald umkehren und brachte die Erkenntnis mit heim, daß die Schlitten „von erprobtem arktischem Typus“ für ihre Zwecke nicht besser geeignet waren als die finnischen Schuhe und norwegischen Pelze. Zu den mannigfachen Schwierigkeiten gesellte sich noch die Plage der Schneebblindheit, von der Stefansson eine anschauliche Schilderung gibt. „Der Schmerz beginnt nicht unmittelbar nach der Ueberanstrengung der Augen, die deren Ursache ist. Nach einem langen Nebeltag fühlt man am Abend, wenn man in die Hütte kriecht, ein leichtes Jucken an den Augen und sobald man sich dem Feuer oder überhaupt der Wärme nähert, beginnen sie zu tränen. Später hat der Kranke ein Gefühl, als sei ein beizender Rauch im Felte und dies Empfinden verstärkt sich schnell; es ist, als ob er ein Sandkorn unterm Augenslid hätte, und dies lästige Gefühl verstärkt sich immer mehr. Jede Bewegung verursacht heftige Schmerzen, die dann schließlich auch ohne Bewegung anhalten. Die Bein verstärkt sich immer mehr. Es ist der einzige Schmerz, der selbst dem Eskimo Schreie der Verzweiflung entlockt. Nach 24 Stunden mähigt sich etwas der Anfall; der Kranke bleibt gewöhnlich in seiner Hütte, von draußen hört man ihn jammern und zuweilen aufschreien, mit beiden Händen bedeckt er die Augen, um das Licht fern zu halten. Am zweiten oder dritten Tage ist er dann imstande, wieder zu reisen, aber er ist dann außerordentlich kurzichtig und sieht alle Dinge doppelt. Ist das Wetter neblig und besitzt der Kranke keine Schneebbrille, so mag sich nach einer Woche der Anfall wiederholen. Jeder Anfall schwächt die Augen mehr, und nach der Annahme der Eskimos führt eine öftere Wiederholung schließlich zu völliger Blindheit, ein Uebel, das unter den Eskimos stark verbreitet ist. Die Eingeborenen glauben, durch Schonung der Sehkraft und durch ein unausgesetztes Hinstarren auf dunkle Gegenstände, z. B. auf einen schwarzen Hund im Gesspann, sich am sichersten gegen die Schneebblindheit zu wappnen. Diefelbe Anschauung ist unter den Mannschaften der berittenen Royal North West Polizei verbreitet, die durch ihren Veruf in die arktische Zone geführt werden und in den Ebenen des Nordwestens oft von der Schneebblindheit heimgesucht werden. Nichts mag die furchtbaren Qualen der Schneebblindheit deutlicher zu erklären als die Tatsache, daß alljährlich im Frühjahr mehrere Selbstmordfälle in der Polizei zu verzeichnen sind, die nur auf die Unfähigkeit, die Schmerzen länger zu ertragen, zurückzuführen sind.“